

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 17
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
28. April
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Zwei Frühlingslieder.

Von Ernst Oser.

Du lieber, alter Kastanienbaum!

Du lieber, alter Kastanienbaum,
Träumst wohl vom jungen Lenze?
Aus deiner Knospen zartem Flaum
Sehnen sich Kerzen und Kränze.

Du hast es wie die Menschen auch:
Sie schauen an manchem Morgen
Aus nach des Frühlings wärmendem
Nach Sonne aus Nacht und Sorgen.

Viel Stürme sind an dir verbraucht,
Sie ließen dir Risse und Schrammen.
Den Winter, der deinen Wipfel zerzauft,
Du mochtest ihn heimlich verdammen.

Und war er auch ein grimmiger Gast,
Ein Gutes hat doch sein Wesen:
Er schenkte dir eine heilende Raft
Und ließ dich zum Hoffen genesen,

Gleich uns, mein alter Kastanienbaum.
Bald grünt es und blüht an den Borden,
Und über Nacht, wir ahnen es kaum,
Ist es Frühling, Frühling geworden!

Die Stare.

Der Nachbar hängt die Kästchen aus,
Die Stare kommen gezogen.
Sie sind als Gäste manchem Haus
Willkommen und gewogen.

Das war ein langer, böser Flug
Weit her, vom sonnigen Süden.
Nun sitzen sie auf der Bäume Bug
Und schwäzen, die Wandermüden.

Gleich kennen sie das Neuste schon,
Von ihren Stuben die beste.
Die Pärchen wissen der Minne Lohn
Bald, bald im warmen Neste.

Das Schwäzen und Schwirren hören wir gern,
Es soll uns die Botschaft bestellen:

Nun grüßt, ihr Menschen, auf euerm Stern
Den Lenz, den liebsten Gesellen!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 17

Sidney an Rahel.

Rahel, gelt, an Tante Adelines Verbot halten wir uns nicht? Das sind Dummheiten. Die goldene Medaille ist meinem Bild zuerkannt worden. Ein großer Zettel hängt unter dem Rahmen und die Leute sagen: Oha, wenn sie vorbeigehen. Alle Zeitungen bringen mein Bild, in allen Salons reden sie davon. Glaubst du mir, Rahel, daß ich genau seit dem glorreichen Tage ein unbändiges Heimweh mit mir herum trage? Nach dir, nach Tante Marie, nach dem See, nach Monika, Velusa, der Stadt, sogar nach Tante Adeline. Einfach nach dem Urboden, auf dem ich aufgewachsen bin. Die Medaille bedeutete mir nichts mehr, der Ruhm nichts mehr, das Geld nichts mehr. Weißt du, warum? Weil ich eine ganze Stunde lang allein vor meinem Bild gestanden bin und es angesehen habe und begriffen, daß es schlecht ist. Ja, schlecht. Schlecht.

Kleine Rahel, du kannst mich ja nicht verstehen, aber wenn ich bei dir wäre und dir erklären könnte, was mich bewegt, du würdest mich verstehen. Du würdest begreifen, daß ich nichts von alle dem, was in mir tobt, was mich be- rauscht, gedemütigt und erhoben hat, in dem Bild habe lebendig machen können. Und das wollte ich doch — das Leben des Meeres — wollte es, ohne es mir bewußt zu sein. Ich merkte jetzt erst, daß es das ist, was ich suchte. Ein Symbol des Lebens suchte ich, statt dessen malte ich Wasser und Wellen und Stürme. Farbe setzte ich neben Farbe, meinte, es liege an der Helligkeit des Tones, an seiner Wahrheit, am Licht, an der Farbigkeit, an was weiß ich, und fand den Weg nicht, die Größe des Lebens wiederzugeben. Das lag daran, daß ich nicht erkannt hatte, was ich eigentlich wollte. Nun erscheint mir mein Bild so leer und tot, daß ich nicht einmal die kleinste Höflichkeits-

antwort aufbringe, wenn man mir Schönes darüber sagt, daß ich nicht einmal meinen Nacken biegen kann, wenn die Kritiker, die Kunsthändler, die Kenner davor stehen und sich zum Narren machen.

Und noch etwas, Rahel. Weißt du, warum ich nicht habe erkennen können, was ich wollte? Weil ich selbst noch wertlos bin. Ein unbestimmter Instinkt läßt mich suchen, was mir fehlt, aber was es ist, finde ich nicht. Es drängt mich, von neuem zu malen, und zugleich graut mir davor. Ich glaube, ich will heimkommen.

O Rahel, da steht das Wort: Heim, heim, heim. Es fällt alles von mir ab, wenn ich daran denke. Daß ich an Tante Mariachens Tisch sitzen soll, eingehüllt von ihrer warm-wollenen Liebe, Monika, neben mir, mit einer ebenso warmen, nur viel stacheligeren Liebesjade, genudelt und gestopft wie eine Gans mit Herrlichkeiten von den beiden, o Rahel! Und dann Bellerive. Dich, Herzenskind, dich wieder zu sehen, das Kameradlein aus meinen frühen Kinderjahren, dich, du kleine Freundin mit dem verschwiegenen Mündlein und dem stolzen Zu-mir-halten, wie magst du aussehen? Auf deinem letzten Bilde finde ich dich gar nicht wieder. So unnahbar siehst du aus und ernst, als trügest du Lasten. Und ich weiß doch, wie du lachen kannst, wie du im Institut noch gelacht hast, wie ein Glodenspiel, tief und klingend. Ich weiß auch, wie heiter deine Seele war, und wie gerne du den See hast und dein Pferd und den Johannes und mich. Wo

aber Platz für so viel Liebe ist, da müssen Sorgen weichen. Hast du Kummer? Ist es am Ende Langeweile, ist es dein unausgefülltes Dasein? Ist die Zeit gekommen, wo du ausfliegen solltest? Ich helfe dir, Rahel, wenn ich komme, glaube mir, wenn es das ist, was dich bedrückt, ich helfe dir. Du sollst mir nicht auf einer öden Leimrute kleben bleiben, und wenn sie Häuslichkeit, Wohlstandigkeit, Wohlleben und Pflicht heißt. So ein wenig Sturm würde dir gar nichts schaden.

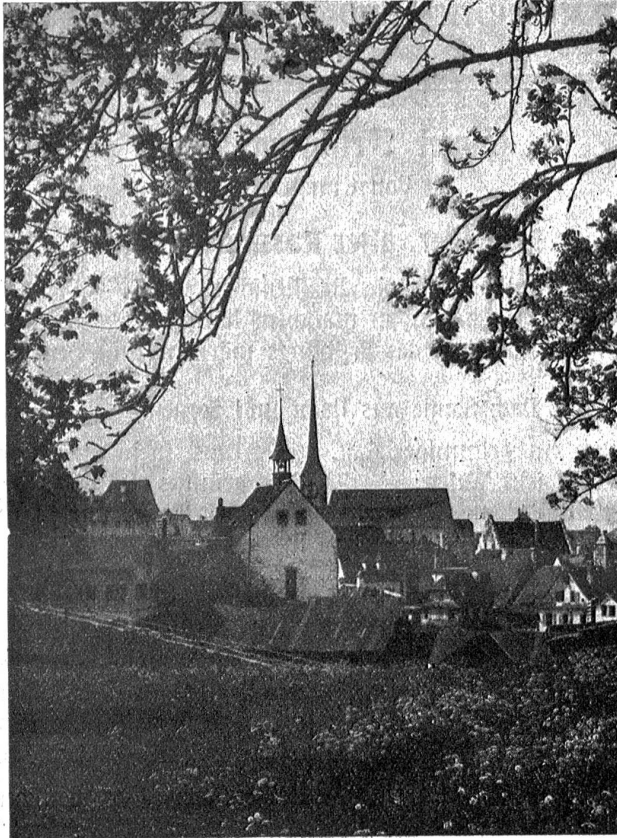
Aber ich weiß eigentlich trotz deinen Briefen nicht so recht, auf welchem Boden du stehst, ob du Mut hast oder keinen, das heißt, ob du genug Mut hast, um dich durchzuschlagen, genug, um der Tante Adeline entgegenzutreten, genug, um die Dankbarkeit, die du ihr schuldest, von dir abzuschütteln, genug, um der ganzen lieben Familie den Lauspaß zu geben. Versteh mich wohl, du brauchst es nicht mit Pauken und Trompeten zu verkünden und auszuführen. Dein Wille genügt. Aber eben den kenne ich nicht. Nun, bald sehen wir uns. Im Schreiben wird mein Entschluß

gegenständlicher, wird fest. Bald sprechen wir uns, und die Rahel, der ich so viel mehr gesagt und geschrieben habe als irgendeinem andern Menschen — mir war immer, als siehst du das goldene Gefäß für meine kostbarsten Gedanken —, ich sage das ernsthaft, wird wirklich vor mir stehen.

Ja, Kleines, es ist lange her, seit wir zusammen gehadet haben, und seit ich deshalb aus dem Paradies von Bellerive verjagt wurde. Und lange her, seit ich an jenem glückseligen Tag davongelaufen. Nie habe ich es bereut, wenn's auch viel schwerer war, als ich dir je geschrieben. War's schwer, so war's schön. Und gesund. Und nun bin ich — wie sagen sie doch: „Un-

gekommen“. Vorläufig bei der goldenen Medaille und der beginnenden Berühmtheit. Aber das sage ich dir, Rahel, an dem Tage, an dem mir das genügt, soll mich der Blick treffen.

Auf Wiedersehen! Wann weiß ich nicht. Es mag noch eine Weile dauern. Und rede nicht darüber. Du erfährst es ja sofort. Ich mag dir nicht mehr schreiben, mich lockt nun schon das warme, gesprochene Wort und die Gebärde und der Blick, die das Wort begleiten. Rahel, gelt, deine Augen werden glänzen, wenn ich komme? Sidney.



Frühling in der Innereschweiz.

Eine Station vor Bellerive stieg Sidney aus dem Wagen. Er hatte Rahel gebeten, ihm entgegenzukommen, denn er mochte das Wiedersehen mit ihr nicht entweihen durch eine banale Begrüßung zwischen zwei Tanten. Er hatte ihr keine Zeit zum Antworten ge-

lassen, wußte aber, daß sie kommen würde.

Freudig ging er den schönen, schattigen Weg entlang, zwischen der Morgenkühle, die der tannenduftende Wald ausströmte und dem frischen Geruch des noch sonnenwarmen Seewassers. Er war so voll Wiedersehensfreude, so erinnerungshungrig, daß der rasche und energische Klang seiner Schritte von weitem zu hören war. Plötzlich sah er leuchtendes Rot durch die Büsche schimmern, dann ein Jubelruf: „Sidney“, und Rahel stürzte ihm entgegen.

Beide waren freudig erregt. Ihre ganze Kindheit, ihre frühe Jugend mit ihren Erlebnissen und kleinen Leiden, ihr gemeinsamer Widerstand der Familie gegenüber um Sidneys Willen, drängte sich mit in ihre Umarmung, und das Band, das sie alle die Jahre hindurch vereint, glänzte golden.

Beinahe erschrocken über ihr Ungeklüm, machte Rahel sich aus Sidneys Armen los. Das war nicht mehr der Sidney, den sie kannte. Ein großer und schöner Mensch stand vor ihr, ein Mann, kein Knabe mehr. Ihre Hände

sanken neben ihrem Kleid langsam herunter, und über ihr Gesicht flog ein Schein von Verlegenheit, eine sonderbare Scheu, ein Gefühl, wie von etwas Unerlaubtem beängstigte sie.

„Nun, Rahel?“ fragte Sidney. Er fühlte ihre Flucht in sich selbst. „Kennst du mich nicht mehr?“

„Ach, Sidney, du bist ganz anders geworden, so groß und ...“ sie wollte „schön“ sagen, konnte aber das verräterische Wort noch zurückhalten. Der Eindruck, den er ihr machte, war groß. Neben dem beinahe außerhalb des Lebens stehenden Johannes erschien ihr Sidney als das Leben selbst, als der Mann überhaupt. Sie ging stumm neben ihm.

„Und du, Rahel, wie schön siehst du aus“, fiel ihr Sidney in ihre Gedanken. „Das hättest du mir schreiben sollen, was aus dir geworden ist. Jemand aus der lieben Familie hätte mich vorbereiten müssen. Ich fange an zu verstehen, daß der alte Jakob sieben Jahre, nein, vierzehn um die stolze, kettenbehangene Rahel gedient hat. Mir scheint, du siehst ihr ähnlich.“

„Aber Sidney, das sagt man einem doch nicht so“, rief Rahel in großer Verlegenheit.

„So? Warum nicht, wenn's wahr ist? Das ist eben ein Fehler. Warum soll ich das nicht sagen, vorausgesetzt, daß ich keine Phrasen mache und nicht schmeicheln will? Du bist schön, und ich sage es.“ Aber Rahel schwieg, und sie gingen weiter.

„Rahel“, sagte Sidney nach einer Weile. „Du sagst ja kein Wort.“ —

„Ich kann nicht“, sagte leise Rahel. „Du bist mir fremd. Du bist nicht mehr Sidney. Ich kenne dich nicht mehr.“

„Ja, Kindchen, ich bin eben älter geworden“, lachte er. „Und jetzt erzähl mir, rede von dir.“

„Nein, das kann ich heute noch nicht. Ich muß dich wieder kennen lernen.“

„Gut, so lerne mich kennen.“ Er nahm ihre Hand und sie gingen langsam nebeneinander, den Seeweg entlang, der da und dort wiederum in den Wald einbog und seinen blauen Glanz durch die roten Tannenstämmen schimmern ließ. Es hingen Weiden ihre zarten Zweige über die Oberfläche des Wassers, und dunkelblaue oder hellgrüne Libellen schwirrten zu Tausenden über den kleinen Tümpeln und Teichlein, die sich da und dort gebildet hatten. Eine sommerliche Luft lag über allem. Die Ferne war verschleiert, die Nähe floß in harmonischen Farben zusammen, leicht spielte ein kaum fühlbarer Wind mit den leise rauschenden Binsen. Alles lockte

zu Selbstvergessenheit, zu Hingebung, zum Schließen der Augen und Träumen. Sidney betrachtete Rahels Hand.

„Was du für feine Finger hast“, bekannte er wiederum laut seine Gedanken.

„Du bist der richtige Maler geworden“, sagte Rahel unmutig. „Alles siehst du mit Künstleraugen an, nicht mit Menschenaugen. Die Dinge sind nicht nur darum da, damit du sie studieren könntest. Du denkst gar nicht daran, daß das meine Hand ist. Du siehst irgend eine Heilige oder Märtyrerin oder Gefangene, deren Hand bebend auf ihrem Busen liegt...“

„Woher weißt du das?“ fragte Sidney erstaunt.

„Es fiel mir ein“, sagte Rahel.

„Genau das habe ich eben gedacht. Es ist merkwürdig. — Ich sah wirklich eine gepeinigte, gefangene Heilige vor mir, und sah die weiße Hand sich leuchtend vom Goldgrund abheben.“

„Ich mag nicht ein Idol sein und als Vermittlerin für deine zukünftigen Bilder herumlaufen“, sagte Rahel beinahe zornig. „Ich bin Rahel, daß du es weißt.“ Er wunderte sich.

„Rahel“, rief er froh, „du schöne Rahel, vielgeliebte, du fürstliche Rahel, mit dem dunkeln Haar und den blühenden Ketten, den Spangen, den Ringen...“

„Sidney!“

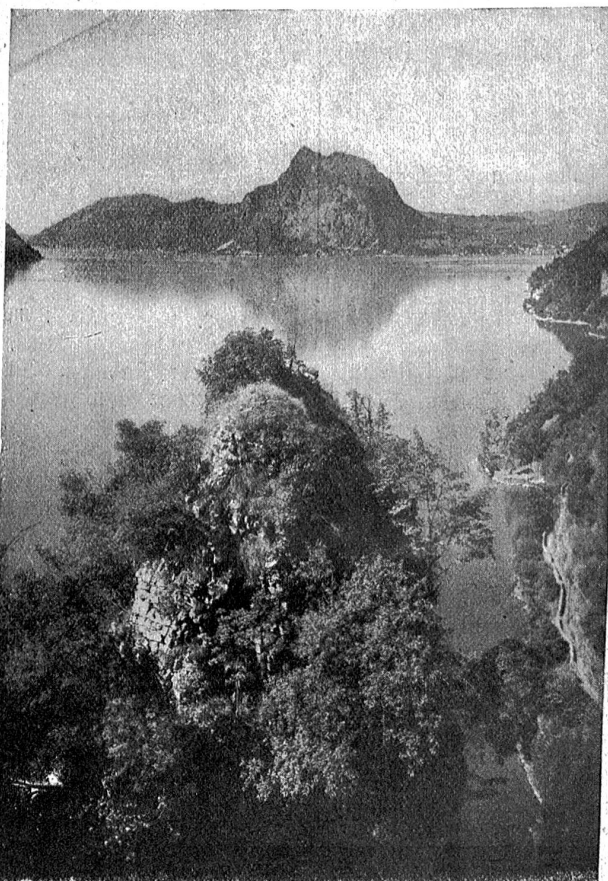
„Rahel mit den großen Augen...“

„So, jetzt dachtest du, und vorhin hast du gemalt. Erzähle mir lieber etwas. Wir leben doch jetzt, und nicht in der Vergangenheit, oder Zukunft.“

„Und wie“, rief Sidney laut, schlang rasch seine Arme um sie und küßte sie. Drauf lachte er. „War das nur Gegenwart?“ fragte er. „Oder hast du auch jetzt etwas an mir auszufehen?“ Sie antwortete nicht. Sie war blaß geworden und hatte Tränen in den Augen.

„Aber Rahel“, rief er, „du wirfst doch nicht prüde sein?“

„Ich weiß es nicht“, sagte sie, und nahm sich sehr zusammen, um nicht wieder zu weinen. Er war größer als sie, und sah auf sie herab. Illes Gestaltlein tauchte plötzlich zwischen ihm und Rahel auf, hell, den krausen, falschen Heiligenschein um das kleine Gesicht, beweglich mit ihrem fliegenden Gang. Rahel, dunkel, mit einfachen, biegsamen Linien, schön und leicht schreitend, jede Bewegung Harmonie. Ein Gefühl von Glück und großem Reichtum zog durch seine Seele. Herrlich zu leben, herrlich und wunderschön neben solch einem Geschöpf gehen zu dürfen. Unausprechlich wohliger zu wissen, daß man ein wenig zu ihr gehörte, daß man ver-



Am Luganersee. — Weg nach Gandria.

bunden mit ihr war, daß die Vergangenheit sie zusammenhielt, unsichtbar und unendlich fest.

„Rahel“, sagte er weich. „Wollen wir Freunde werden? Du hast keinen bessern als mich.“

„Johannes“, sagte sie einfach. „Ihn kenne ich. Dich habe ich zu kennen geglaubt, aber du bist so anders als ich meinte.“

„Du hast ein Ideal aus mir gemacht“, sagte Sidney. „Das ist nicht meine Schuld.“

„Du lachst über Heiliges, glaube ich“, sagte zögernd Rahel.

„Ueber Heiliges lache ich nicht. Aber vielleicht kommt mir nicht heilig vor, was andern so erscheint. Habe ich dich verlegt?“

„Ja.“

„Womit?“

„Weil du mich vorhin geküßt hast, so aus Scherz und Uebermut, als sei ich... als sei ich...“

„Aber Rahel“, rief er erschrocken. „Was ist so ein Kuß! Ich merke, daß ich behutsam mit dir umgehen muß, sonst entschlüpfst du mir. Am Ende ist auch ein Kuß für dich etwas Heiliges?“ Rahel wurde dunkelrot.

„Ist es etwa nicht etwas Heiliges, wenn zwei sich küssen?“ fragte sie und hob ihre Augen zu Sidney. Er betrachtete sie erstaunt und gerührt.

„Herzenskind“, sagte er warm, „Rahel, gib mir die Hand und habe Vertrauen zu mir. Ich habe dich lieb.“ Sie küßte augenblicklich, wie er es meinte und legte ihre Hand in die seine. So gingen sie weiter. Der Wald lief in die Allee aus, die Rahel bei ihren Ritten so sehr liebte. Bald kamen sie an die kleine Landzunge, wo sie als Kinder ihre nackten Glieder in der Sonne hatten leuchten lassen. Beide gedachten jener Stunde. Sidney stand still.

„Ich vergesse es nie, wie du dich damals mit deinem braunen Körperchen so schön vom Himmel abhobst. Unfassbar zierlich. Ein wahres Kleinod von einem Unrüh. Dem Bild verdanke ich, so glaube ich wenigstens, meine ganze Laufbahn. Das Bild ließ mich nicht mehr los.“

Rahel schwieg. Sie verstand nicht, daß Sidney so natürlich und auf so selbstverständliche Art von etwas reden konnte, was ihr doch peinlich sein mußte. Sidney merkte endlich, daß sie verstimmt war.

„Kleine Rahel“, sagte er. „Wir haben uns ein wenig aus den Augen verloren, sehe ich. Wir wollen uns wieder kennen lernen, du mich, ich dich. Wir müssen uns an die neuen Menschen, die wir geworden sind, gewöhnen. Erzähle mir von Johannes.“ (Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Bauernhaustypen im Entlebuch.*)

Von Dr. Hans Portmann, Escholzmatt.

Wie das Entlebuch in früheren Zeiten seine Eigenart in Sitten und Gebräuchen besaß, so hatte es auch in früheren Jahrhunderten eigene Bauart seiner Wohnhäuser; heute können wir nur noch aus seltenen Bruchstücken rekonstruieren. Neben den historischen Bauarten, der Alphütte, des Tätschhaus und Junkerhauses sind neuere, zwar noch einheitliche Bautypen entstanden, die je neuer desto mehr sich der Moderne

zuneigen. Nur wenige alte Bauten verraten noch ihr eigentliches Alter, unverändert ist fast keine mehr. Zwar kannte das Entlebuch als abgeschlossenes, einödes und ärmliches Bergtal keine reichen Patrizierhäuser, wie sie die Urkantone noch beherbergen, oder stolze Bauernhäuser des Emmentals und Flachlandes. Die Formen und Größenverhältnisse bewegen sich, entsprechend dem Charakter des Landes, in ganz



Abb. 1. Alphütte im Entlebuch.

bescheidenem Rahmen. In die früheste Zeit zurück reichen drei historische Bautypen, die Alphütte, das Tätschhaus und das Junkerhaus.

Die ehemalige Alphütte (Abb. 1) ist einheitlich gebaut, einstädig mit vier gleichgroßen Dachschilten, die oben in eine Spitze zusammenlaufen und unten weit über die Wände hinaus tief hinunterreichen, so daß sie mit ausgestreckter Hand erreicht werden können. Das Dach soll möglichst gegen die Unbilden der Witterung in Gebirgsgegend schützen. Der Bau ist für Mensch und Vieh eingerichtet. Die eine Hälfte des Innenraumes hat eine kleine Stube, aller übrige Raum dient als Küche, Käs- und Milchraum. Die Liegestätte für die Welpen ist unter dem Dach auf der Bühne, auf Streu, der Aufstieg geht von außen über eine Leiter und Dachluke. Eine unveränderte, typische Alphütte ist heute äußerst selten zu finden. Bis in die Alpen hinauf werden stattliche Winterwohnhäuser gebaut.

Das Tätschhaus (Abb. 2) ist der älteste Bautypus des Tales. Die äußere Gestalt ist mehr breit als hoch, der Bau zweistödig, die Zimmer sehr niedrig, der



Abb. 2. Tätschhaus.

Dachgiebel stumpfwinkelig, das Dach sehr flach und in früheren Zeiten oft mit Steinen beladen. Die Fenster sind gruppenweise angeordnet, mit kleinen Scheibchen, die Fenstergruppen mit einer einheitlichen, ornamentalen Umrahmung versehen, in welcher die Falläden aufgezogen werden, diese

*) Geführt aus dem „Heimatbuch“-Heft vom Februar 1928.